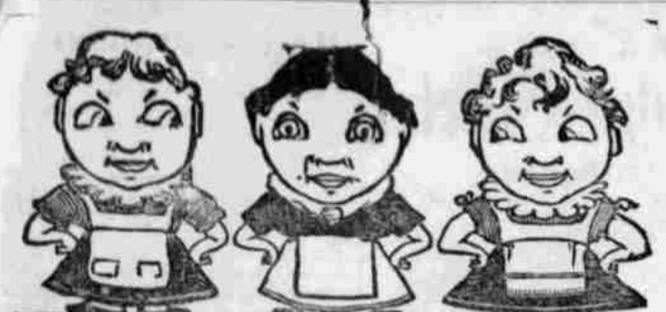

Wen quälen noch Sorgen vom frühesten Morgen
Bis spät wohl hinein in die Nacht?
Daß alle verschwinden wie Rauch vor den Winden,
Hat SANTA CLAUS SEIFE vollbracht!

Santa Claus Seife wird nur fabrizirt von
N. K. FAIRBANK & CO., CHICAGO.

PYNCHON & BOWMAN
Mount Forest Addition.
Geld zu verleihen
an solche Leute, welche Häuser zu bauen gedenken.
11 und O Strasse.

JOHN BURSHEK,
Schneidermeister.
Die modernsten Anzügen werden nach Maß angefertigt. Auch hat derselbe in seinem Lager
Feine Cigarren und Tabak stets vorräthig.
1237 O Straße, Lincoln, Neb.

L. Meyer & Co.,
Groß- und Kleinhändler in
DRY GOODS and GROCERIES.
Ostseite Goverument Square,
LINCOLN NEB

E. R. GUTHRIE, 1540 O ST.,
Händler in
Galawagen und
Reit- und Pferdegeschirren.
E. R. Guthrie verfügt über die prächtigste und reichste Auswahl von Wagen in Lincoln. Kaufet nicht, bis ihr sein Wagenlager in Augenschein genommen habt. Ihr werdet eine günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, wenn ihr nicht vorsprechet; ferner verfügt diese Firma über den größten Vorrath in „Bicycles."
1540 O Strasse.

"Merchants' Exchange!"
— von —
JOHN BAUER,
915 O Straße, gegenüber der Post-Office, Lincoln, Neb.
Großer Lunch von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abds.
Der Besitzer dieses prächtigen Lokales wird nur Waaren der feinsten Qualität führen und seinen Kunden in der zuvorkommendsten Weise das weltberühmte Dick Bros. Lagerbier credenzen.

Schiller's .:· Wirthschaft
128 südl. 10. Str.,
LINCOLN, NEBR.
Das berühmte
Anheuser-Busch Bier
stets frisch an Zapf.
Ebenfalls die besten Weine u. Cigarren.

J. B. Trickey & Co.
Uhrmacher u. Juwelenhändler,
1035 O Straße, Lincoln, Nebr.
Die alte renommirte Juwelen-Handlung können wir dem Publikum wegen der Solidität und Eleganz der Waaren, sowie der mäßigen Preise bestens empfehlen

Hermann Brothers.
Kleider und Herren-
Garderobe-Artikel.
1017 & 1019 O Strasse, Lincoln, Nebr.

Hausfrauen
gebrauchet
CARR'S
Seife!

Baker's Kleider-Laden!
1125 O STRASSE.
Anzügen für Männer, Knaben und Kinder
werden zu niedrigeren Preisen verkauft, als in irgend einem anderen Geschäfte der Stadt. Wir besitzen das größte Lager in Garderobeartikeln für Arbeiter.
Kaufbedingungen: Baar.

Mein Abenteuer in Indien.

Von James Pratt.

Während unserer Expedition in Oberburma benutzte ich meine freie Zeit dazu, Ausflüge in die Berge zu machen. Das Klima war mäßig warm und gestattete leichte Kleidung. Ich belastete mich mit keinerlei Gepäck, nicht einmal eine Waffe hielt ich für nöthig, da ich keinerlei Gefahr zu befürchten hatte. Mit einem leichten Bambusstöckchen in der Hand, gut beschuht, stieg ich Stunden lang in der Gegend unseres Hauptquartiers umher und entdeckte immer neue Reize einer Natur, welche im Thale eine üppige Pflanzenpracht, auf den Höhen fast einen alpinen Charakter entfaltete.

Eines Tages gelangte ich, etwa 1200 Meter über der Meeresfläche, in eine Berglandschaft, die mich lebhaft an meine früheren Partieen in Südtirol erinnerte. Ich kam auf einen ziemlich steil ansteigenden Weg, der zwischen den Felsen sich hinwand und so kunstvoll angelegt war, daß man hätte glauben können, er sei in deutschen Alpen für Touristen gebaut. An manchen Stellen war dieser Weg ziemlich breit, dann aber kamen wieder Strecken, auf denen der Pfad offenbar den Felsen abgerungen war, die ihn schroff überragten und zur Rechten in jähem Absturz sich Hunderte von Metern tief fortsetzten. Aber überall war der Weg durch einen weniger kunstvollen als mühsamen Steinwall gegen die Gefahr des Herabstürzens gesichert. Ich bewunderte die Sorgfalt und die Ausdauer, womit hier, in anscheinend stundenlanger Ausdehnung, Tausende von Felsblöcken aufgeschichtet und die Lücken mit kleineren Gesteinsbrocken ausgefüllt waren. Dieser Wall war gewiß schon viele Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte alt und die Verwitterung langer Zeiten hatte ihn mit graugrünem Steinmoos überkleidet; nur hier und da zeigten sich Nachbesserungen einer neueren Zeit.

Wohlgemuth und begierig, die Endbestimmung dieses Weges zu ergründen, wanderte ich aufwärts, von Zeit zu Zeit zur Seite in die steilen Tiefen blickend. Einige Male eröffneten sich Ausblicke auf ein tief unten sich hinbreitendes malerisches Panorama.

Plötzlich stand ich wie vom Blitz getroffen. Um eine scharfe Felskante biegend, sah ich mitten im Walde einen Tiger. Das voll ausgewachsene, schön gezeichnete Thier kam ganz langsam den Weg herab und sowie es mich erblickte, blieb es stehen und richtete seine funkelnden Augen auf mich. Ich stand wie gelähmt und Entsetzen durchrieselte meinen Körper.

Wer, wie ich, die Gefährlichkeit des Tigers in seiner Heimath in Hunderten von Fällen kennen gelernt, wird meinen Schrecken begreiflich finden, da die Erscheinung ja ganz ungeahnt vor meine Blicke kam. Im sumpfigen Röhricht der Dschungeln kann man in Indien überall den Tiger treffen, wie aber kam diese Bestie hierher, auf das kahle Gebirge, das nur stellenweise kurzes Gestrüpp darbot? Felsenklüfte waren ja allerdings vorhanden, aber noch nie hatte ich davon gehört, daß sie dem Tiger zum Aufenthalt dienten, und noch niemals wird wohl der erfahrene Tigerjäger ein solches Ungethüm auf Berghöhen angetroffen haben. Gerade das Unerhörte der Erscheinung erfüllte mich mit Schaudern, und ich war ganz hilflos; außer einem kleinen Taschenmesser besaß ich kein Mittel zur Abwehr. Meinen Stock ließ ich sofort fallen, er würde die Bestie nur gereizt haben und konnte mir nicht das Mindeste nützen.

Sobald ich stehen blieb, setzte der Tiger mitten auf dem Wege sich nieder, er starrte auf mich und ich starrte auf ihn. Seine Kinnbacken knetschten, als hätte er mein Fleisch schon zwischen seinen Zähnen, die ich unheimlich aus der Schnauze hervorblicken sah. Ich fühlte mich unrettbar verloren, hier mußte ich sterben. Im nächsten Moment mußte das gewaltige Thier sich auf mich stürzen und mit einem Schlage seiner Pranke mich zu Boden schmettern. Wenn es mich nur wenigstens mit diesem Schlage sofort tödtete und nicht mit seinen Zähnen und Krallen Stück für Stück von meinem lebenden Körper riß! Das war der nächste Gedanke, der durch mein Gehirn zuckte. Hu! von einem Tiger bei lebendem Leibe gefressen zu werden, das ist eine ganze Hölle von Vorstellung. Hätte ich wenigstens ein Gewehr bei mir gehabt, obschon mich auch dann das Thier, selbst tödtlich getroffen, noch mörderisch angesprungen haben würde, da es mir viel zu nahe war.

Jetzt bewegte der Tiger, ganz nach Katzen Art, wedelnd seinen Schweif, richtete sich wieder auf und kam auf mich los. Ich wich, lautlos, unwillkürlich bis an den Rand des Steinwalls zurück. Weiter konnte ich nun nicht; selbst wenn ich den lebensgefährlichen Sprung über den Wall in die Tiefe, die ich an dieser Stelle nicht mit den Augen gemessen hatte, hätte wagen wollen, so würde der höchsten Wahrscheinlichkeit nach das Thier sofort auf mich gesprungen sein. Es ist eine Eigenthümlichkeit wilder reißender Thiere, sich auf ihre Opfer zu stürzen, sobald diese sich bewegen, indem sie vielleicht annehmen, die Opfer würden ihnen durch die Flucht entgehen. Dem Menschen gegenüber ist dies besonders dann der Fall, wenn er sich umwendet und ihnen den Rücken zukehrt. Einen gewissen Eindruck übt das menschliche Auge doch auf wilde Thiere aus.

Sobald ich an den Steinwall angekommen war und mich auf diesen stützte, setzte sich der Tieger wieder vor mir nieder. Wir verwendeten keinen Blick von einander. Je länger ich regungslos stand, desto deutlicher empfand ich den Mangel an Blutzirkulation; es war, als ob ein kalter Strom mich durchrieselte, meine Hände und Füße schienen abzusterben, aber mein Herz pochte vernehmlich laut.

Die Szene verlängerte sich, sie dünkte mir eine Ewigkeit. Wenn doch nur irgend ein Umstand eingetreten wäre, der einen Wechsel hätte herbeiführen können, etwa durch das Erscheinen eines anderen Wesens, eines Geiers in der Luft, oder eines Menschen, eines Bewaffneten — aber nichts, nichts!

Der Tiger schlug zeitweise mit dem Schweife den Boden und beleckte mit der langen rothen Zunge seine feuchten Lefzen. Warum zauderte er nur mit dem Sprunge? Hatte er überlegenden Verstand und weidete sich an meiner Qual? Wollte er sich den Genuß, ein sicheres Opfer in der Gewalt zu haben, verlängern? Oder war er noch zu satt und sparte mich als seine nächste Mahlzeit auf? In meine Verzweiflung mischte sich eine Art von Wuth über die siegesgewisse Beharrlichkeit der verwünschten Bestie und über die Hilflosigkeit meiner Lage. Meine Gedanken gingen sprungweise von einer Möglichkeit zur anderen über, aber alle diese Möglichkeiten bewegten sich nur im Kreise meines Verderbens. Je länger ich den Tiger anstarrte, desto mehr verwirrten sich meine naturwissenschaftlichen Begriffe.

Ich kannte diese Bestien nur als blutgierige Geschöpfe, die, ungleich dem Löwen, auch dann ohne Zögern auf ihre Opfer springen, wenn sie kein Nahrungsbedürfniß haben, während die Kenner des Löwen behaupten, er morde nur, wenn er Hunger habe, ausgenommen wenn er angegriffen werde. Also welch' ein sonderbares Thier hatte ich hier vor mir! Es war mir unbegreiflich. Dennoch drängte sich mir immer wieder die entsetzliche Vorstellung auf: in der nächsten Minute wirst Du niedergeschmettert, zerrissen und gefressen! Hätte ich einen Mantel bei mir gehabt, ich würde ihn, in der Verzweiflungsstimmung in der ich mich befand, ohne Zögern über die Bestie geworfen haben.

Gab es denn gar keinen Ausweg, nicht das geringste Hilfsmittel? Ha, wäre ich ein Herkules gewesen, ich würde einen der daliegenden Felsblöcke gepackt und auf den Tiger geschleudert haben! Oder wäre ich ein Samson gewesen, der den Rachen des Löwen voneinander riß! Ich suchte mit den Augen umher, ich blickte auf mein winziges Stöckchen, ich fummelte an meinen Taschen herum — es war ja Alles Unsinn, ich hatte ja absolut nichts zur Wehr. Und doch etwas — etwas, das vielleicht die Katastrophe beschleunigte, oder eine Veränderung herbeiführte! Eine Papierdüte fühlte ich in meiner Rocktasche, aber diese Düte enthielt Pfeffer, gestoßenen Pfeffer. Ich hatte in meiner Angst gar nicht mehr daran gedacht, daß ich diesen Pfeffer noch bei mir führte, den ich für unsere Menage in der Stadt besorgt hatte und bei meiner Heimkehr von der Exkursion abliefern wollte. Ein ganzes Pfund gepulverten Pfeffer! Wie, wenn ich ihn als Waffe gebrauchte und der Bestie in's Gesicht schleuderte? Wozu meine Todesqual noch verlängern? Fort ließ mich die Bestie doch nicht. Der Gedanke erfaßte mich wie ein Fieberwahn und er trieb mich wie einen Wahnsinnigen zur That!

Ich griff, ohne meine Stellung zu verändern, möglichst behutsam in die Tasche, zog die Düte heraus und öffnete sie, wobei meine Hände zitterten. Das Thier folgte mit seinen tückischen Augen jeder meiner Bewegungen. Die Düte schien seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Jetzt geschah es—ich hob den Arm mit der Düte und schleuderte den ganzen Inhalt derselben über den Kopf des Tigers; es entstand eine förmliche Staubwolke zwischen ihm und mir. Der Tiger begann zu pusten und zu niesen, beugte den Kopf zu Boden und fuhr sich mit der Tatze über die Augen und Nase. Der Boden war mit Pfeffer bedeckt und das Pusten verstärkte sich, sobald das Thier die Nase dem Boden näherte. In diesen Augenblicken war das Thier so vollständig mit sich selbst beschäftigt, daß es alle Aufmerksamkeit für sein Opfer verlor. Jetzt galt es — jetzt oder nie! Ich entraffte mich meiner Lähmung, ich wendete mich, immer die Augen auf den Tiger gerichtet, zur Flucht.

Der Tiger folgte mir nicht, ich kam glücklich um die scharfe Felsecke herum und von da an lief ich mit großen Sätzen den Berg abwärts, wie ich noch nie im Leben gelaufen war — ich hätte mit der Schnelligkeit einer Lokomotive wettlaufen können. Eine halbe Stunde lang behielt ich diese Schnelligkeit bei, dann mußte ich athemlos anhalten, die Wirkung des Schreckens machte sich jetzt mechanisch in meinen Gliedern geltend, sie zitterten vor Schwäche und ich war wie in Schweiß gebadet. Langsamer ging ich nun weiter, ich kam in bewohnte Gegend — ich fühlte mich gerettet!

Als ich zu den Meinigen kam, sank ich erschöpft auf eine Bank und erzählte in athemlosen Pausen mein Abenteuer.

Nun kommt aber das Ueberraschendste, etwas, das mir eine namenlose Selbstbeschämung zuzog. Zwanzig bis dreißig Offiziere unseres Regiments beschlossen, wohlbewaffnet aufzubrechen, um den Tiger zu jagen und zu erlegen. Es war eine angenehme Aufregung in dem Einerlei des Dienstes. Da, inmitten unserer Zurüstungen, meldete sich ein Burmese, der in unserer Truppe diente, und sagte: der Fürst Amaru, ein Abkömmling des Boa, habe oben im Gebirge ein Schloß, in welchem er ganz zurückgezogen seine Tage verbringe. Der Fürst besitze zwei gezähmte Tiger, die ihn, gleich Hunden, begleiteten und den Zugang zum Schlosse bewachten. Wer sich dem Schlosse nähere, komme schwerlich an einem dieser Tiger vorbei, wenn er am Wege liege.

Ich hatte es also mit einem dieser gezähmten Tiger zu thun gehabt. Das war eine Enttäuschung, aber der Gedanke, daß diese Bestien kriegsgeübten Männern Schrecken einzuflößen vermochten, war den Offizieren doch so widerwärtig, daß man beschloß, sich ihrer zu entledigen. Zwei Tage nach meinem Abenteuer machte sich eine Jagdpartie in's Gebirge auf und bei dieser Gelegenheit wurde einer der Tiger erschossen. Den zweiten bekam Niemand zu Gesicht; der alte vergrimmte Sonderling, der sich nur widerwillig der britischen Herrschaft fügte, ließ ihn wohl nicht mehr umherstrolchen; aber der Weg war seitdem für Jedermann frei.

Verkehrte Ordnung.

I.

Schreiben des Gefreiten August Kneschke an seinen Freund in der Provinz.

Lieber Hugo!

Wie Du weißt, wohne ich mit meinem General in der Dorotheenstraße. Nun ist kürzlich vis-a-vis von uns ein altes Fräulein eingezogen, welches einen entzückenden Dienstbesen mitgebracht hat. Dieser Besen hat es mir angethan. Er heißt Anna. Ich habe selten so ein hübsches Mädchen gesehen wie ihn. Er ist zu niedlich, wenn er nach der Markthalle trippelt, mit dem reizenden Häubchen auf dem Lockenköpfchen. Natürlich bin ich sofort mit ihm bekannt geworden, und ich schmeichle mir, Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Heute gestand er mir seine Liebe, worauf ich mich ihm mit einem herzhaften Kuß verlobte. Wenn ich Zeit habe, werde ich ihn sogar heirathen.

Dein
August.

II.

Schreiben des Dienstmädchens Anna Plimpe an ihre Schwester in Stettin.

Wir sind jetzt nach der Dorotheenstraße gezogen. Uns gegenüber wohnt der alte General. Gleich bei meinem ersten Ausgang fiel mir die Ordonnanz des Generals auf. Diese Ordonnanz fixirte mich, ging mir nach und sprach mich an. Ich gab ihr Antwort. Sie sagte mir, daß sie August heiße. Ihr Benehmen war derart, daß ich Zutrauen zu ihr faßte. Ich habe schon manchen hübschen Soldaten kennen gelernt, aber noch niemals einen so hübschen Kerl wie sie. Sie hat einen prächtigen Schnurrbart. Heute machte sie mir ihre Liebeserklärung. Sie umfaßte mich mit ihrem kräftigen Mannesarm und küßte mich. Ich hoffe, daß sie ihr Manneswort halten und mich heirathen wird. Wir werden gewiß ein hübsches Paar abgeben, ich und sie.

Deine
Anna.

Schwache Ausrede. Graf: „Was, dieses Pferd empfehlen Sie mir ganz besonders feurig! Es läßt ja den Kopf hängen." — Pferdehändler: „O, nur aus Ehrfurcht vor Ihnen, Herr Graf."

Poesie und Prosa. Sie: „Wirst Du jemals unsere Hochzeitsreise vergessen, mein Schatz?" — Er: „Niemals, niemals, mein Engel, die Rechnungen waren manchmal zu fürchterlich!"

Geschäftsmäßig. Bankier: „Ihre Schuld wächst aber so bedeutend an, Herr Lieutenant; das ist schon beinahe — eine halbe Tochter!"

Die unheimliche Waldstraße.

Nach einer wahren Begebenheit.

Es war um die Mitternachtsstunde eines schönen, mondhellen Novemberabends, als ich mit Frau und Kind, nach einem Besuche in traulichem Freundeskreise in Sch., in der Equipage meines Freundes den Heimweg nach meinem etwa zwei Stunden entfernten Wohnorte N. antrat. Der mit mutigen Pferden bespannte Landauer brachte uns bald durch A. und L. auf die Höhe der Straße und nun ging's in raschem Tempo hinein in den Wald, von dem man immer gemunkelt hatte, es sei da „nicht ganz richtig." Ein Räuber hatte in alter Zeit hier sein Unwesen getrieben, seine Räuberhöhle wird noch gezeigt. Und nun sollte der Geist des Unmenschen und die Geister der von ihm Hingemordeten da noch allnächtlich ihr Spiel treiben. Ich hatte die Tour auf dieser verrufenen Waldstraße schon oft gemacht, zu jeder Tages- und Nachtzeit, aber es war mir niemals etwas begegnet, was dem abergläubischen Gerede irgendwie hätte Vorschub leisten können. Bei der erwähnten Nachttour jedoch ist auch mir etwas passirt, das mich fast an das „Nichtrichtigsein" glauben ließ.

Wir hatten es uns recht bequem in unserem Wagen gemacht; unser Junge schlief bereits den Schlaf des Gerechten und auch an uns suchte Gott Morpheus seine Rechte geltend zu machen. Da schreckte uns aus unserem Halbschlummer ein plötzlich losbrechender Lärm, ein Getöse kreischender und rauher Stimmen, das den ganzen Wald durchtönte. Aus welcher Richtung der Höllenlärm kam, ließ sich nicht bestimmen, denn rechts und links, hinten und vorn, oben in den Bäumen und unten am Boden schallte es heraus und das Getöse wirkte um so schrecklicher, als bis dahin förmliche Grabesruhe über dem Wald gelegen war. Wir sahen uns gegenseitig an, jedes mit dem Gedanken beschäftigt: „Was mag das bedeuten?"

Da — ein langgezogener schriller Pfiff. Unsere Pferde griffen zur schnellsten Gangart aus und mit einem Male herrschte wieder Todtenstille in dem Walde. Aber, was war das da auf der rechten Seite der Straße, auf der wir mit Windeseile dahinfuhren? — Da stand ein großer, blendend weiß überspannter Wagen, bespannt mit vier schwarzen Pferden, je zwei derselben gehalten von einem Manne, aber regungslos standen die Rosse, regungslos die Männer, uns anstarrend. Zur Seite des Gefährtes eine Anzahl von 12—15 Gestalten, theils auf der Straße, theils unter den Waldbäumen stehend, mit blendendweißen Tüchern die Häupter umhüllt, sonst schwarz wie die Rosse am Wagen, und das Alles wie angewurzelt, regungslos, starr, schauerlich still, geisterhaft. Das Ganze magisch beleuchtet vom Monde, der hie und da einzelne Strahlen seines Lichtes durch die Baumkronen sendete. Dumpf rollend sauste unser Wagen an der gespensterhaften Gruppe vorüber durch die Todtenstille hinein in den dunklen Wald, die Pferde griffen aus als gingen sie durch.

„Hast Du's gesehen?" frugen wir uns fast gleichzeitig. Keins von uns Beiden war einer Antwort mächtig. Das gräßliche Lärmen, der schrille Pfiff, die darauffolgende Todtenstille, der unerwartete, geheimnißvolle Anblick, der rasende Lauf unserer Pferde, das Alles hatte wie betäubend auf uns gewirkt; es lag uns wie ein Alp auf der Brust, wir konnten vorerst keine Worte finden. Wir flogen rasch dahin durch den dunklen, dichten Wald. Die Straße ging jetzt etwas bergauf, die Pferde gingen ruhiger und wir kamen an einer Lichtung des Waldes an. Wir athmeten wieder freier auf.

„Was mag das gewesen sein?" Nun ging's an eine ruhigere Erörterung dieser Frage. Der Kutscher wurde zu einer Erklärung herangezogen. Er schwieg zuerst hartnäckig auf unsere Fragen; ohne sich nach uns zurückzuwenden, sagte er endlich kurz: „Ich hab's gesehen." Als wir endlich aus dem Walde heraus waren und nahe an unserem Heimathorte, wendete er sich um. Sein Gesicht sah verstört aus und er erklärte: „Keine Gewalt bringt mich in dieser Nacht wieder durch den Wald zurück." — „S' sind wohl Zigeuner gewesen," suchte ich ihn zu beruhigen; „die haben da ihr Nachtlager gehalten." — „Sahen Sie nicht die leichenstarren Gesichter, die Pferde regungslos, den Wagen mit dem Leichentuche und die geisterhaften Gestalten ringsumher? Und die Todtenstille! — Zigeuner? Gehen Sie! Ich weiß, was ich weiß. Ich bleibe, wo ich bin. Morgen ist auch noch ein Tag." Damit spannte er seine Pferde vor dem Gasthof in N., wo wir mittlerweile angekommen, ab.

Am andern Tage zogen wir die nöthigen Erkundigungen ein. Weder an diesem Tage, noch an einem der vorhergehenden waren Zigeuner gesehen worden, auch an dem folgenden Tage passirten keine unsern Ort. Also von Zigeunern stammte der Spuk, dessen Zeugen wir gewesen waren, nicht her. Sie müßten unseren Ort passirt haben, denn es gibt blos die eine Straße zwischen L., resp. Sch. und N., die wir gefahren waren. Wir suchten allerhand Erklärungen, aber keine hellte das Dunkel des geheimnißvollen Ereignisses auf. Wichtigere Dinge verdrängten allmälig die Erinnerung an das merkwürdige Erlebniß jener Novembernacht, das eben unerklärbar schien. Wir waren nahe daran, selbst zu glauben, es sei da nicht ganz richtig.

Da sprach eines Tages, etwa ein Vierteljahr nach dem eben geschilderten Vorkommniß, eine von den Butterhändlerinnen aus S. bei uns vor, von der wir dann und wann unseren Bedarf kauften, wenn unsere gewöhnliche Bezugsquelle uns im Stiche gelassen hatte. Von S. aus nämlich wird der Hohe Wald mit Butter versorgt. Eine große Anzahl von Frauen dieses Ortes kaufen die von den Waldbewohnern stark begehrte Waare auf den Gütern und Bauernhöfen des „Grundes" auf und führen sie allwöchentlich einmal ihren Kunden zu. Sie kommen meistentheils karawanenweise mit ihren mit blendendweißen Tüchern überdeckten Frankenkörben auf dem Rücken in N. an, vertheilen sich dann, um hier und in den nächsten Fabrikorten ihren Kunden zuzueilen und ziehen am Nachmittage, nachdem sie sich auf der Höhe wieder versammelt haben, mit ihrem Erlös heim.

Eine dieser Butterhändlerinnen also hatte in unserem Hause vorgesprochen und ich traf sie, eben auch von einem Amtsweg heimkehrend, mit meiner Frau im Gespräche. „Katharine, Sie kommen ja heute einmal viel später als gewöhnlich," sagte meine Frau, „der Weg ist wohl recht schlecht?" — „Das net," entgegnete die S.dörferin, „aber wir machen uns halt jetzt net mehr so früh auf den Weg. Wissens, 's ist nicht geheuer im Walde. Es ist uns vor einiger Zeit was passirt, seitdem bringt uns Alle keine Gewalt mehr des Nachts durch den Wald und unsere Kunden müssen nun halt warten. Wir können doch net das Leben auf's Spiel setzen und die Seligkeit?"

„Ja, was ist Ihnen denn so Schreckliches begegnet?" frugen wir fast einstimmig, wieder an unser eigenes Erlebniß auf der Waldstraße uns erinnernd.

„Hören Se nur. 'S war im November vorigen Jahres; 'ne schöne Nacht, denn der Mond schien hell. Um den anderen Tag rechtzeitig bei unseren Kunden zu sein, wollten wir das benützen und machten uns mit unseren Körben noch vor Mitternacht auf den Weg. Se wissen ja, wir halten immer z'samm, 's marschirt sich besser in Gesellschaft. Schon waren wir oben, wo's den „Grund" 'naufgeht nach S.Burg, da kam uns ein großer Fuhrmannswagen nach, mit einer weißen Plane überdeckt und mit vier Pferden bespannt. Wenn wir auch net schlecht zu Fuß sind, die Last, auf dem Rücken und den Berg 'nauf wird's einem doch manchmal recht sauer, und wenn mer da zur Fuhre kommen kann, nimmt mer's gern mit. So fragen wir denn den Fuhrmann, ob er uns gegen Geld und gute Worte ein Stückle wollt' mitnehmen.

„Meinetwegen," sagte der Fuhrmann; der Andere, dem die beiden Vorspannpferde gehörten, war's auch einverstanden und so setzten wir Weibsleut uns mit unseren Körben denn in den geräumigen Wagen, so gut hatten wir's lang net gehabt.

Aber unterwegs kamen die Fuhrleute in Streit, sprachen immer heftiger auf einander los und je tiefer hinein auf die Waldstraße, desto lauter wurden sie, fluchten, drohten sich mit den Peitschen und hieben auf einander ein; ja der Eine drohte dem Andern mit dem Messer. Da wurde es uns unheimlich auf dem Wagen; sollten wir denn Zeuge sein von einem Mord? Mit Geschrei machten wir uns vom Wagen 'runter und gingen hinter her. Da war gerade der Lärm der Männer am tollsten und unser Schreien machte ihn auch net geringer. Das hallte Se fürchterlich durch den Wald. Schon wollte eben der eine der wüthenden Fuhrleute seinen Genossen packen und schrie ihm zu: „Verfluchter Kerl! Der Teufel muß Dich holen!" Da — mir zittern noch die Knie, wenn ich daran denke, da — that's mit einem Male einen furchtbaren Pfiff, daß uns Hören und Sehen mocht vergehen, und rangesaust kam er, der leibhaft'ge Gottseibeiuns.

Das ging, ein Schimmel und ein Schwarzer vor dem Wagen, wie ein Pfeil in der Luft sauste er heran! Hören Se, die Haare standen uns zu Berge, starr wie die Leichen standen wir Alle, ich wollt' mich bekreuzige, aber ich konnt' kein Glied rühren. Und die Fuhrleute waren wie vom Donner gerührt, jeder hielt mit der einen Hand seine Pferde und starrte erschrocken nach dem Fürchterlichen. — Aber er hat's noch gnädig gemacht, der Leibhaft'ge, er fuhr mit einem furchtbaren Gebrumm vorüber und auf der Straße fort weiter in den Wald 'nein. Mer hat das Gebrumm lang gehört und als wir nach einiger Zeit uns etwas vom Schrecken erholt hatten und stillschweigend hinter den Fuhrleuten, die auch das Sprechen verloren hatten, dreingingen, da roch's noch weit naus auf der Strecke nach Schwefel. — Sehen Se, das war vor 'nem Vierteljahre. Seit der Zeit bringt uns keine Gewalt mehr durch den verrufenen Wald. Die Kunden müssen warten. D's Leben und die Seligkeit kann mer net dran setze."

Ich brauche nicht zu versichern, daß wir Beide, meine Frau und ich, gespannt insbesondere dem letzten Theil der Erzählung unserer Butterfrau gelauscht hatten. Nun hatten wir die natürliche Erklärung für unser Erlebniß. „Wissen Sie, gute Frau," sagte ich zu der Erzählerin, „wer der „Gottseibeiuns" war, der Sie so in Furcht und Schrecken gesetzt hat?" — Starr vor Verwunderung hörte sie die Aufklärung, die ich ihr geben konnte, wie wir beide Theile uns grundlos vor einander geängstigt hatten. „Mir fällt's," sagte sie endlich, „wie ein Stein von der Brust." — Ich habe dem Ganzen nur noch zuzufügen, daß der Pfiff, der in den Lärm hineingeschallt, von unserem Kutscher ausgegangen war, der damit seine Pferde zum schnellsten Lauf antreiben wollte und daß der Schwefelgeruch natürlich Einbildung der furchtsamen Frauen gewesen ist. Alles übrige Räthselhafte in den beiderseitigen Erlebnissen hat durch die Erzählung selbst wohl seine Erklärung gefunden.

Kaiser Franz und die Censur. Im Jahre 1823, zur Blüthezeit der Metternich'schen Censur, gab die lithographische Anstalt von Trentsensky in Wien auf Anregung des kaiserlichen Leibarztes Stifft einen Stammbaum der Habsburger heraus, auf dessen Schlußblatt Kaiser Franz mit seiner vierten und letzten Gemahlin dargestellt war, während seine drei früheren Frauen, Elisabeth, Theresia und Ludovika, in Medaillons an einer Pyramide des Hintergrundes erschienen. Der Censurvermerk zu diesem Blatte lautete: „Genehmigt — jedoch ist dem Herausgeber die Unbescheidenheit zu verweisen, den Monarchen mit seinen vier Frauen darzustellen." Empört über diese Albernheit, legte Stifft das Blatt dem Kaiser vor. „Schaut's, schaut's," rief Franz lachend, „das nenn' ich doch eine aufrichtige Polizei, die mir unter die Nase reibt, daß vier Frauen zu haben unbescheiden sei. „Ich hab's ja aber nur nacheinander gehabt und nicht nebeneinander."

Castairs und die Daumschrauben. Der Kaplan Wilhelms III. von England hieß Castairs und hatte unter der Regierung der Stuarts die Tortur der Daumschrauben bestanden, ohne den Zweck seiner Verbindungen mit Wilhelm zu verrathen. Als die Revolution nun geglückt und Wilhelm König geworden war, schenkte die Stadt Edinburgh dem standhaften Geistlichen die Marterinstrumente, deren man sich gegen ihn bedient hatte. Als der König dies hörte, ließ er sich die Daumschrauben zeigen, legte die Finger hinein und befahl Castairs, die Kurbel zu drehen. Dieser that es vorsichtig. „Fester!" befahl der Monarch. Castairs gehorchte zögernd. Plötzlich schrie Wilhelm laut auf. Sogleich befreite der Geistliche den König. „Castairs!" sagte der nun: „Du bist ein Held; ich hätte alles ausgesagt, was man gewollt. Nie sollen unter meiner Regierung Daumschrauben angewendet werden. So geschah es auch.

Mißglückte Drohung. Der bekannte englische Geschichtsschreiber Oldys saß mehrere Jahre im Fleetgefängniß in Schuldhaft. Mit der Zeit wußte er sich die Gunst des Gefangenwärters so zu erwerben, daß dieser ihm oft erlaubte, des Abends auszugehen und seine Freunde besuchen zu dürfen. Oldys machte vielfach von dieser Vergünstigung Gebrauch und kehrte natürlich so spät als möglich in seine Zelle zurück. Einst kam er aber mitten in der Nacht; er pochte den Gefangenwärter aus dem Schlaf, dieser öffnete die Thüre und sagte, halb schlaftrunken: „Sir Oldys, wenn Sie künftighin noch einmal so spät kommen, so bleibt mir nichts übrig, als Sie gar nicht mehr einzulassen. Merken Sie sich das!"

Guter Rath. Junge Frau (am Morgen nach der Hochzeit): „Denk' Dir, mein Mann will mir keine Köchin halten!" — Mutter: „Warte 'mal bis nach dem Mittagessen!"

Opium im „Bustle" einzuschmuggeln wurde kürzlich in San Francisco versucht und zwar von einem Manne. Derselbe hatte sich aber an dem leicht zu verrathenden Körpertheile doch zu voluminös ausgestopft, um nicht den Verdacht eines Steuerinspektors zu erregen und so wurde er denn sammt seinen fünf Kannen Opium in Beschlag genommen.

Gassenjungenrecht.

Einige Tage bevor Kaiser Wilhelm II. neulich als Gast der Königin-Regentin von Holland nach Amsterdam kam, veröffentlichte der Senat der Stadt einen höchst sonderbaren Erlaß, in welchem die Gassenjungen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß ihnen nicht gestattet sei, sich hinten an den Wagen des deutschen Kaisers anzuhängen, wenn dieser durch die Straßen der Stadt fahre. Für den Uneingeweihten warf dieser Erlaß ein eigenthümliches Licht auf das Gebahren der Amsterdamer Straßenjungen, in Wirklichkeit handelt es sich aber um ein altes Recht, und da man in Holland eifersüchtig über die Wahrung der aus alter Zeit stammenden Rechte wacht, war es nothwendig, eine solche Verfügung zu erlassen, da es sich ja auch um eine juristische Angelegenheit dabei handelte.

Der Herrscher Hollands führte früher den Namen eines Grafen von Holland, durfte laut der Konstitution nur an bestimmten Tagen in der Hauptstadt Amsterdam erscheinen, mußte aber dann mit allen Ehren empfangen werden. Verbannungen aus der Stadt waren in damals an der Tagesordnung; von den politischen Parteien, die sich heftig untereinander wegen politischer Angelegenheiten befehdeten, kam bald die eine, bald die andere an das Ruder, und die siegreiche verfehlte nicht, ihre Gegner sofort aus der Stadt auszuweisen. Allmälig bildete sich jedoch das komische Recht heraus, daß diejenigen Verbannten, die sich hinten an der Kutsche des Regenten anhielten, wieder in die Stadt hinein und sich dort aufhalten durften, wenn es ihnen gelang, sich, hinten an die Kutsche angehängt, durch das Stadtthor hindurch zu schmuggeln. Dieses Recht wurde schließlich verbrieft, und da sich die Zahl der Verbannten vermehrte, wurde hinten am Wagen des Grafen von Holland ein Tau befestigt, an welchem sich die Verbannten festhielten, um sich durch das Stadtthor schleppen zu lassen; aus einem Tau wurden im Laufe der Zeit sogar zwei.

Als die politischen Verhältnisse in Holland sich änderten, als das Verbannen der Parteien unter einander aufhörte, wollte man doch das alte, gute Recht der Bannlösung durch das Anhängen an den Wagen nicht aufgeben, und so behielten die Straßenjungen von Amsterdam bis heute das Recht, sich hinten an den Wagen des Regenten oder der Regentin anzuhängen, wenn diese das Stadtthor passiren. Es war anzunehmen, daß an die Equipage Kaiser Wilhelm's sich die biederen Straßenjungen anhängen würden, man erließ deshalb die obige Verfügung, jedoch nicht etwa in der Absicht, die Straßenjungen in ihrem Rechte zu kränken, sondern vielmehr aus juristischen Gründen. Wie holländische Zeitungen breitspurig auseinandersetzten, besitzt ja der deutsche Kaiser in Holland nicht die Macht, einen Bann zu lösen, es durfte sich daher auch Niemand hinten an seinen Wagen hängen, weil man dadurch indirekt zugestanden hätte, daß er gewisse Rechte in Holland besitze. Man sieht, die Holländer sind ein eigenthümliches Volk, das sehr am Althergebrachten klebt und eifersüchtig über oft sonderbaren Rechten wacht; eines der sonderbarsten unter diesen sonderbaren aber ist jedenfalls das „Recht" der Amsterdamer Gassenjungen.

In der Dorfschule. Der Klaus ist ein schlimmer Schüler — allerhand dumme Streiche stecken ihm im Kopf und von den Lehrgegenständen — will deshalb wenig in ihn hinein. Schon wieder einmal sieht sich der Lehrer genöthigt, dem Klaus eine kleine Züchtigung zu geben und er nimmt ihn deshalb beim Ohr, als plötzlich Klaus' Mutter wüthend zum Fenster herein ruft: „Esel!" — „Stimmt!" entgegnet schlagfertig der Lehrer. „Ich mache ihm schon die langen Ohren!"

Auf Umwegen. Dichterling: „Nun, Herr Doktor, wie urtheilen Sie über meine Versuche?" — Kritiker: „Ich möchte Sie mit Achill vergleichen —" — Dichterling: „Sie meinen, daß ich gleich ihm unsterblich werde?" — Kritiker: „Nein, das nicht, aber Sie wissen, er litt viel an den Versen."

Feiner Unterschied. A.: „Sie beschäftigen sich doch so viel mit Humor und sind dabei so ernst; mein Neffe, der sich auch darin übt, lacht den ganzen Tag!" — B.: „Mein Lieber, bedenken Sie auch — Ihr Neffe lacht über seine Witze selbst und ich überlasse es Anderen!"

Gute Empfehlung. Dame (ärgerlich): „Besorgen Sie schnell diesen Brief! Aber sind Sie auch verschwiegen?" — Packträger: „O da fragen S' nur den Herrn Gemahl, ob ich dessen Heimlichkeiten schon verrathen hab'!"

Eine Mondfinsterniß in Sansibar. Von seinem Spezialberichterstatter in Sansibar erhält das „B. T." folgende Anfangs Juni datirte, aber verspätet eingetroffene interessante Schilderung: „Mesi-ma-kamata-m Aila-Allah ill-al-laaa!" schallte es in ohrenzerreißendem Lärm am Abend des 23. Mai durch die Straßen von Sansibar; das wüste Brüllen obiger Worte wurde nur durch ein betäubendes Trommeln ab und zu unterbrochen. Es war eine totale Mondfinsterniß eingetreten und die liebe Negerjugend Sansibars, Männlein wie Weiblein, hatte sich auf die Straße begeben, um zu konstatiren, daß die böse Schlange den Mond gefaßt habe, und zu versuchen, dieselbe durch möglichst großen Lärm wieder herauszujagen. Wenn auch ein großer Theil der Neger, durch ihre arabischen Brodherren aufgeklärt, schon längst nicht mehr an die Schlange im Monde glaubt, so ist das Eintreten einer Finsterniß immerhin eine willkommene Gelegenheit, während einiger Stunden auszukneifen und unter dem Vorwande, den Feind, die Schlange, zum Verlassen des Mondes zu bewegen, einen „Heidenradau," wie sich der Berliner ausdrücken würde, in Szene zu setzen.

Auf Helgoland ist eine sehr wichtige Entdeckung gemacht worden. Der Bauunternehmer G. Weiß, welcher mit der Ausführung der Befestigungsarbeiten auf der Insel betraut ist, suchte und fand auf der Insel eine Süßwasserquelle, und zwar in einer Tiefe von 150 Fuß. Es soll nunmehr ein Hochreservoir angelegt und ganz Helgoland mit Wasserleitung versehen werden. Als Betriebskraft soll der auf Helgoland so reichlich vorhandene Wind benutzt werden, der einen Windmotor betreiben und das Wasser aus einer Tiefe von 150 Fuß auf ein Hochreservoir, im Ganzen auf circa 200 Fuß Höhe befördern wird. Die mit der Ausführung der ganzen Anlagen betraute Firma hat ihre Arbeiten bereits begonnen. Der Windmotor wird auf einem 60 Fuß hohen eisernen Thurm errichtet, besonders stark gebaut und mit einer eigenen Regulirungsvorrichtung versehen, die den Motor gegen die gewaltigen Stürme, die über die Insel hinwegfegen, schützen soll. Die Leistung des Pumpwerkes und des Motors ist auf 1500 Gallonen per Stunde berechnet, wofür die Erbauer Garantie leisten.

Das Bettlergewerbe in Rußland.

Rußland sicher allein in Europa eigenthümlich ist das berufsmäßige Bettlergewerbe. Auch dieses hat sich der Bauer zum Wandererwerb zu gestalten gewußt. Bei seiner Schilderung wollen wir der interessanten Darlegung A. Thun's folgen.

Mit dem Bettlergewerbe beschäftigen sich mehrere Aemter in der Provinz Moskau, wie Wyschegorodskoja und Simbuchowskaja. Im letzteren Bezirk haben 52 Dörfer mit 4318 männlichen Revisionsseelen sich diesem Erwerb gewidmet. Die Bettler sind unter dem Namen Schuwaliki bekannt, da sie ein Jahrhundert lang Leibeigene des Grafen Schuwalow waren. Nach der Befreiung erhielten sie den vollen Landantheil, reichlich Wald und Wiesen und können die wüstliegenden herrschaftlichen Felder als Weide benutzen, die Viehzucht und Landwirthschaft sind besser als in den angrenzenden Ortschaften entwickelt, die Zwiebelzucht gewährt bedeutende Einnahmen und drei nahe gelegene Städte bieten einen vortheilhaften Absatz. Zu Bettlern machte die Bauern das Jahr 1812. Schon früher hatten sie sich in den polnischen Provinzen, wohin sie als Zimmerleute zogen, mit der daselbst entwickelten Bettelei vertraut gemacht, dann, als ihre Dörfer niedergebrannt und ihre Felder unbesäet waren, wandten sie sich aus Noth der Bettelei zu und erhoben diese zu ihrer beständigen Beschäftigung, selbst als sie wieder zu geordneten Verhältnissen gelangt waren.

Im Herbst fahren die Bauern ihre Zwiebeln auf die Märkte und erkunden bei den dortigen Getreidehändlern, in welchen Provinzen die Ernte gut gewesen ist. Dann bilden die Bauern Arteli, Genossenschaften, von zehn bis zwanzig Personen mit 5 bis 10 Fuhrwerken und nehmen Genossen von verschiedenem Geschlecht und Alter mit sich. Das Letztere beruht auf Arbeitstheilung im Gewerbe: Die Greise begründen ihre Noth durch Alter und Hilflosigkeit, die Frauen die ihrige durch die kleinen Kinder und die erwachsenen Männer durch Feuerschaden. Ein jeder Artel wählt sich seine Gegend aus, damit sich nicht mehrere an einem Orte Abbruch thun und die Ungläubigkeit der mildherzigen Geber erregen. Am meisten ziehen sie nach Kleinrußland, in die baltischen Provinzen und nach Polen. Da in den baltischen Provinzen die russische Sprache noch immer nur wenig bekannt ist, so versorgen sich die dorthin Fahrenden mit „Klagebriefen" in deutscher Sprache über die Ursachen ihrer Noth.

Wenn die Bettler in Provinzen gehen, wo Pilger zusammenströmen, so fertigen sie gefälschte Erlaubnißscheine der geistlichen Behörden an, um Gelder für Kirchenbauten, für Oel zu wunderthätigen Heiligenbildern zu sammeln.

Nachdem sich der Artel derartig vorbereitet hat, begibt er sich mit dem ersten Schnee, Ende November, auf das Gewerbe. Am Orte ihrer Thätigkeit angelangt, fahren die Genossen zu je zwei und drei in verschiedene Gegenden und verabreden, nach einer oder zwei Wochen wieder zusammenzutreffen, um die gesammelten Gaben zu verkaufen. Wenn die Bettler zu einem Dorfe angefahren kommen, so lassen sie das Pferd mit einem Genossen außerhalb desselben stehen und gehen von Haus zu Haus. Gewöhnlich betteln sie Brot, Getreide, Leinwand, alte Kleider und Geld. Zu größerer Ueberzeugung der Geber verletzen sich die „Künstler" unter den Bettlern Arme und Füße, kleiden sich in angebrannte Pelze, ziehen keine Hemden an und geben dies als Folgen des Brandschadens aus. Einige schlagen die Kinder mit der Peitsche, um ihnen Thränen zu entlocken und die Bauern zur Barmherzigkeit zu stimmen. Die größere oder geringere Einträglichkeit des Gewerbes besteht in der Kunst, Armuth zu erheucheln, hierzu bedarf es großer Gewandtheit und erfinderischen Sinnes. So fährt z. B. der Bettler auf der großen Landstraße. Da kommen Fuhren entgegen, und flugs legen sie den Greis in den Schlitten, bedecken ihn mit Matten und weinend und seufzend bitten sie die Vorüberfahrenden um ein Almosen „zur Beerdigung" des unterwegs gestorbenen Vaters oder Großvaters. Der Bettler Alexis Jugorow führt seine Frau an der Kette durch alle Höfe und gab sie für verrückt aus. Die Frau rannte mit dem Kopf gegen die Wand, warf sich auf den Mann, kroch in den Ofen, fing an aus dem Waschgefäß zu trinken und beging ähnliche tolle Streiche. Das Resultat waren so reiche Gaben, daß der genannte Bettler ein schönes Haus baute, eine große Zwiebelzucht einführte und überhaupt „auflebte." Man behauptet man, daß einige Bettler von den Ammen Findelkinder kaufen, sie verstümmeln und Almosen für die Siechen sammeln. Mit dem letzten Winterwege kehren die Arteli vom Gewerbe heim, gewöhnlich im März zu Ostern. Nur alte Leute, die zur Feldarbeit nicht mehr taugen und Familien, die aufgehört haben, Ackerbau zu treiben, betteln das ganze Jahr hindurch, doch gibt es deren sehr wenige.

Außer dieser genossenschaftlichen Organisation des Gewerbes existirt noch eine kapitalistische, wobei ein Unternehmer mehrere Arbeiter beschäftigt. So nimmt ein Bauer für den Winter bis zu sechs Knaben als Lehrjungen an, denen er je nach Alter und Fähigkeit ein Pensum festsetzt. Der Knabe, der seine Aufgabe nicht erfüllt hat, unterliegt grausamer Züchtigung. Der Unternehmer selbst beschäftigt sich ausschließlich mit dem Verkauf der Waaren nach Moskau. Die Eltern geben ihre Kinder gern in die Lehre, da bei erfahrenen Meistern die Kinder nicht nur einen guten Lohn, von 10—20 Rubel, sondern auch gute Unterweisung in der Kunst des Bettelns erhalten. Aber das ist sehr wichtig, denn an einen Bauern, der nicht zu betteln versteht, wird, wie das Sprichwort sagt, auch nicht eine Tochter aus guter Familie verheirathet.

In früheren Jahren brachte ein guter Bettler 100 bis 200 Rubel baar nach Hause, in dem letzten Jahrzehnt 50 bis 75 und in neuester Zeit nur 40 Rubel. Diese Verminderung der Einnahmen hat nach Ansicht der Bauern seine Ursache darin, daß in letzter Zeit „in allen Enden Rußland's die eigenen Bettler sehr zahlreich geworden sind." Neben dem Erwerbe von Baargeld ist aber die Ernährung der Pferde von höchster Bedeutung, die durch das zusammengebettelte Brod aufgefüttert werden und nach der Rückkehr einen doppelten Werth erhalten. Sie leisten im Sommer das Doppelte als andere Pferde und ermöglichen eine aufmerksame Bearbeitung der Felder und Zwiebelplantagen.

Durch die Fortschritte der Technik, durch Eisenbahnen und Dampfschiffe und durch die Gründung von Fabriken und Einführung des maschinellen Betriebes wird gegenwärtig dem höher stehenden Wandertriebe bedeutender Abbruch verursacht, so daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Arbeiter zu „Schwarzarbeitern", ungelernten Fabriksarbeitern, herabgedrückt sein werden. Bei ihnen wird dann auch die Landwirthschaft zu Grunde gegangen sein und aus ihnen werden sich die Keime eines hin- und herziehenden Proletariats bilden, das nicht nur ohne eigene Landwirthschaft, sondern auch ohne eigenes Haus ist.

Eine eigenthümliche Ausstellung

ist in Petersburg eröffnet worden: eine Sammlung von gegen 5000 einfachen Volksbildern in grobem Farbendruck, die in Rußland überall für wenige Kopeken feilgeboten, aber von Bauern und Soldaten immer gern gekauft werden. Für den Kulturhistoriker hat diese Sammlung als Produkt originellen russischen Volksgeistes nicht geringes Interesse. Sehr viele dieser Bilder sind religiösen Inhalts, und das jüngste Gericht mit den im Höllenpfuhl brennenden Sündern und dem grinsenden Teufel, mit einem Munde, der das halbe Gesicht ausfüllt, spielt in ihnen eine große Rolle. Daneben aber gibt es nicht wenige Bilder, in denen der Russe sich selbst verspottet, und unter Anderem seine Liebe zum Schnaps. So sieht man z. B. einen Angler am Ufer sitzen, an dessen emporgehobener Angel eine Branntweinflasche hängt, während aus dem Wasser eine ganze Menge Fische mit bärtigen Russenköpfen springen. Die Unterschrift lautet: „Der Wurm, auf den jeder Russe anbeißt!" Auch Bilder politischen Inhalts begegnet man unter den russischen Volksbildern, aber vorwiegend älterer Zeit und aus den Kriegszeiten. Besonders schlimm kommen meist die jetzigen „Brüder" weg, die Franzosen, die in den Bildern aus dem Jahre 1812 und später zusammen mit den Engländern in den Bildern des Krimkrieges von 1853—1856 sehr wenig respektirlich behandelt werden. Ein nicht selten wiederkehrendes Motiv ist die Darstellung der Franzosen als — Schwein in den Bildern aus dem russischen Feldzug Napoleons I. Manche dieser älteren politischen Bilder, die sich in den festen Händen einiger Sammler befinden, stehen gegenwärtig sehr hoch im Preise. So ist kürzlich, wie das „B. T." erfährt, eine Sammlung von 75 russischen Karikaturen aus den Jahren 1812 und 1813 auf Napoleon von einem Liebhaber in London für 1600 Rubel erstanden worden. In Petersburg besitzen die Herren Rowinski und Jakowlew sehr werthvolle Sammlungen derartiger seltener, russischer Volksbilder.

Zur Geschichte der Nadel.

Die Nadel, dieses überaus nützliche und weitverbreitete Werkzeug, von dem man glauben sollte, die erste Frau habe es erfunden, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Um das Jahr 1419 begannen die Nadeln die Dornenstacheln zu verdrängen, deren sich arme Leute zum Befestigen ihrer Kleider bedienten, und die silbernen und goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichem Zwecke anwandten. Der Erfinder der Nadel ist ein Drahtzieher in Paris, Tourangeau mit Namen, der schnell reich werden wollte und Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommnen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfangs die Nadeln zu seltenen und kostbaren Dingen und ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man damals nur auf fürstlichen Ankleidetischen begegnete. So befand sich eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, welche die Tochter Ludwigs XI. von Frankreich (1480) bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld" weist schon darauf hin, wie einst dieser heute so gewöhnliche Gegenstand eine besondere und stets mit hohen Zahlen angesetzte Rubrik in den einer Frau ausgesetzten Geldern bildete. In England blieb die Nadel bis zur Regierung Heinrichs VII. unbekannt. Zu dieser Zeit (1509) brachte sie die schöne und später so unglückliche Anna Boleyn mit aus Frankreich, und ohne Zweifel ist das heute noch im Volke verbreitete Vorurtheil, es bringe Unglück, wenn man eine Nadel schenkt, denn dieselbe „steche die Liebe durch," auf jene bejammernswerthe Fürstin zurückzuführen.

Die deutschen Kolonialtruppen in Ostafrika sind bewaffnet mit dem alten großkalibrigen Mausergewehr, dem alten Infanterieseitengewehr und einem Kavallerie-Revolver. Als weitere Ausrüstung haben die Leute Theekessel, Suppenhafen und Trinkgeschirr, ferner vier wollene Decken, einen schwarzen Mantel und ein Moskitonetz. Die Uniform ist aus gelbem Drill. Als Kopfbedeckung dient der sogenannte englische Helm mit Schleier und ein Käppi. Jeder der Angeworbenen behält bei der Schutztruppe seine Charge. Die Dienstzeit zählt doppelt. Nach zwei Jahren Dienstleistung in den Kolonien erhält jeder Mann freie Rückreise und 500 Fres., nach vier Jahren freie Rückreise und 700 Fres. Die weißen Schutztruppen stehen in keinem Abhängigkeitsverhältniß zu den eingeborenen Kolonialtruppen, und haben die Soldaten vor den schwarzen Chargen keine Ehrenbezeugung zu machen und keinen Befehl von diesen anzunehmen.

Zu einem Plebiscit, ob Boulangers Selbstmord ein feiger oder ein ritterlicher Akt gewesen, hat der Pariser „Figaro" seine Leser und Leserinnen eingeladen. Er veröffentlicht eine Anzahl der eingelaufenen Antworten. Die Männer verurtheilen überwiegend die That Boulangers, theils vom christlichen, theils vom politischen Standpunkte aus, auf's Entschiedenste, während viele weibliche Zuschriften sie rührend und sogar ehrenwerth finden. Die letzte sagt: „Ihm wird viel verziehen, weil er viel geliebt hat."

Auf dem Meere verhungerten neun Matrosen aus Antwerpen, deren Schiff infolge falscher Windrichtung verschlagen worden war. Der zehnte Matrose wurde durch einen Dampfer, der vorüberfuhr, gerettet.

„Der Leichnam soll verbrannt und die Asche zerstreut werden," hat Professor Moleschott in Rom in Bezug auf seine Frau angeordnet, die sich eigenhändig in's Jenseits befördert hatte.

Bei dem Erdbeben, das kürzlich die Insel Hondo, Japan, heimgesucht, wurden nach einem Berichte von dort 6500 Personen getödtet und 9000 verwundet. An Gebäuden sind 75,000 gänzlich und 12,000 theilweise zerstört worden.

Bei einem Hochzeitsfeste getödtet wurden 35 Frauen und Kinder in Tunis. Es war ein heftiger Sturm entstanden, welcher eine Mauer umstürzte, die auf das Haus, in welchem die Festgäste sich befanden, fiel, dasselbe zertrümmernd und die angezeigte Zahl Personen erschlagend.

Der berüchtigste Wucherer in Paris, Namens Ollivier, wurde vor einigen Tagen an Händen und Füßen gefesselt und mit dem Seidenfoulard, das er zu tragen pflegte, erdrosselt in seiner Wohnung aufgefunden. Das Geld und alle Werthsachen waren geraubt. Die Thäter sind noch unermittelt.

Sein Kind und dann sich selbst tödtete ein 54 Jahre alter Wittwer in Wien. Das Mittel war Morphium, von dem er zuerst dem Kinde, einem neunjährigen Mädchen, und dann sich selbst gab. Als bei ihm die erwartete Wirkung ausblieb, erhenkte sich der Unglückliche mittelst einer Rebschnur am Fensterkreuze. Zerrüttete Vermögensverhältnisse waren das Motiv der entsetzlichen That.